# AUS DEM REICH DER KUNST

### *Renoirs Meinung über die Kunst*

Heute haben wir ja alle Genie, das versteht sich ganz von selber, aber ebenso zweifellos ist es, dass wir nicht einmal mehr eine Hand zeichnen können, und dass wir überhaupt gar nichts mehr von unserem Handwerk verstehen.

Wenn auch das Metier die Basis und der Grundpfeiler der Kunst ist, so ist es doch nicht alles. Da gibt es noch etwas anderes in der Kunst der Alten, was ihre Werke so schön macht: das ist jene Heiterkeit, die bewirkt, dass man gar nicht müde wird, sie anzuschauen, und die uns die Idee des ewigen Werkes schenkt.

In der Malerei wie in jeder anderen Kunst gibt es keinen einzigen Vorgang, wie unbedeutend er auch sein mag, der geeignet wäre, auf eine ganz bestimmte Formel gebracht zu werden.

Es gibt noch etwas in der Malerei, was man überhaupt nicht mehr zu erklären vermag und was dabei das Wesentliche ist. Wenn man mit Theorien vor die Natur hintritt, wirft sie alles auf einmal über den Haufen.

### *Der Tod verpasst das Stichwort*

Es ereignete sich bei einem Gastspiel in einer kleinen Stadt. Der Held musste sterben. Ungeduldig erwartete er den Schuss, der aus der Kulisse kommen sollte. Wohl sah er den Inspizienten verzweifelt an dem Gewehr hantieren, aber der Knall blieb aus. Sekunden verstrichen, im Zuschauerraum wurde es unruhig. Da suchte der Held einen Ausweg. "Ha!" schrie er, "man hat mich vergiftet!" und langsam liess er sich zu Boden sinken, ein heiseres Stöhnen seiner Brust entringend. Alles schien gerettet. Aber der Inspizient, dieser Unglücksrabe, hatte den Vorgang auf der Bühne gar nicht bemerkt. Er hantierte weiter an dem Gewehr, und plötzlich ging der Schuss mit einiger Verspätung doch los. Eisiges Schweigen im Zuschauerraum. Erneut schien der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen getan zu sein, doch der Held rettete erneut die Situation. Er richtete sich sterbend noch einmal auf und knirschte, mit der Faust den unsichtbaren Schützen bedrohend: "Auch das noch!" Dann sank er endgültig "tot" auf die Bretter.

### *Das Verbot*

Der berühmte Charakterdarsteller Ludwig Devrient, einst eine Zierde der deutschen Schauspielkunst, erfreute sich schon als Mitglied des Stadttheaters in Breslau bei der dortigen Bürgerschaft einer seltenen Beliebtheit. Von seinen künstlerischen Darbietungen war das Publikum so begeistert, dass es ihm zujauchzte und ihn allabendlich nach dem Schluss der Stücke unzählige Male vor den Vorhang rief. Das schelte den Neid seiner Kollegen an. Sie wussten es, während er einmal längere Zeit auf Gastspielen weilte, bei der Direktion durchzusetzen, dass diese den Hervorruf nach den Vorstellungen verbot.

Obgleich sie sich vergnügt die Hände rieben, war das Publikum empört, als es von dem Verbot erfuhr. Devrient aber lachte bei seiner Rückkehr über jene Bestimmung, denn er war über seine Neider erhaben. — Sein erstes Wiederauftreten bei der breslauer Bühne war der "König Lear". Kaum war der letzte Ton der ersten Musik im ausverkauften Hause verklungen, da erhob sich die gesamte Menge von ihren Sitzen, und alle riefen sie wie aus einer Kehle: "Devrient heraus! Devrient heraus!" Die Schreie hörten nicht auf und wuchsen zum ohrenbetäubenden Lärm an. Endlich erschien der Direktor vor dem Vorhang und wollte den Sturm beschwichtigen. Umsonst. Ein Herr aus dem Parkett war auf den Stuhl gestiegen und donnerte ihm entgegen: "Man hat einen Befehl erlassen, laut welchem kein Schauspieler nach der Vorstellung, vom Publikum gerufen, vor dem Vorhang erscheinen darf. Wir rufen Devrient deshalb vor der Vorstellung heraus, denn das ist nicht verboten. Also nochmals: Devrient heraus! Devrient heraus!" Alle stimmten mit ein. — Den Direktor liess man nicht zu Wort kommen, und als Devrient erschien, wurde er mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. — Erst nachdem er gezählte dreiundzwanzigmal vor dem Vorhang erschienen war, konnte die Aufführung beginnen. —

Schon am nächsten Tage wurde das Verbot — wieder aufgehoben!

### *Mitterwurzer und der Oberlehrer*

Mitterwurzer, der geniale Charakterdarsteller, gastierte in der sächsischen Kleinstadt Kötzschenbroda — doch das Publikum folgte mit immer grösserem Erstaunen seiner Darbietung: denn Mitterwurzer vermochte nur schwer seines Wortes Herr zu werden, und gar im zweiten Akt begann er zu lallen und zu taumeln. Daraufhin erhob sich der lange Oberlehrer Burkhardt, der in der ganzen Stadt als Geschmacks- und Taktkritiker bekannt und berüchtigt war, und unterbrach das Spiel in der ihm eigenen Sprache, als deren souveränen Beherrscher er sich übrigens selbst zu feiern pflegte: "Dass Sie ein Meister waren, des erinnern wir uns noch — aber heute sind Sie in des Wortes komplexer Bedeutung betrunken. Unverschämt!"

Peinliche Stille folgte diesen Worten, die der aufgeblasene Oberlehrer, am ganzen Körper zitternd, hervorgestaucht hatte. Mitterwurzer aber torkelte nach vorn bis an die Rampe, stützte einen Fuss auf den Souffleurkasten auf und antwortete sarkastisch: "Wenn ein Mitterwurzer in einem solchen Nest gastiert, dann muss er entweder verrückt sein oder — betrunken!"

### *Ehrlich*

Eine berühmte pariser Schauspielerin schrieb an Alexander Dumas:

"Lieber Freund, kommen Sie morgen zu mir zum Abendessen. Sie werden sich schwerlich amüsieren, denn ich bin keine geistreiche Frau. Aber Ihr Besuch bietet mir die Möglichkeit, es übermorgen zu sein. Mein Gedächtnis ist ungewöhnlich gut . . ."

### *Die Idee*

Ein junger, eitler Schauspieler begegnete eines Nachmittags Tristan Bernard auf der Strasse.

"Oh, teurer Meister", rief er, "Sie können mir gewiss einen guten Rat geben!"

"Gerne . . ."

"Hören Sie, seit acht Tagen habe ich eine Idee im Kopf."

"Nicht möglich!"

"Doch, teurer Meister . . ."

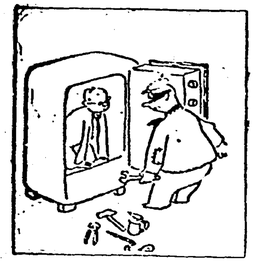
"Wie muss sie sich da langweilen — so ganz allein!" Tristan Bernard entfernte sich ohne ein Wort weiter.

### *Aphorismen*

Der Pianist Moritz Rosenthal schrieb folgendes in seinen Aphorismen:

Wer ist jung, wer ist alt? Bei solch verfänglichen Fragen wende ich mich gewöhnlich an meinen Lieblings-Philosophen, also an mich selbst. Und dieser antwortet: Man ist jung, wenn eine Frau uns sowohl glücklich wie unglücklich machen kann. Man rückt in eine höhere Altersklasse auf, wird zum Bonvivant, wenn eine Frau uns glücklich, aber nicht mehr unglücklich machen kann; man ist alt, wenn eine Frau uns weder glücklich noch unglücklich mehr machen kann.

Also: Ich bin noch jung!



"Ist die Hitzewelle zu Ende?"

### Die richtige Stimmung

"Frau Huber, wie konnten Sie nur vorhin im Korridor Ihren Mann so grundlos reizen?" — "Ja, wissen Sie, Frau Müller, er soll nachher die Teppiche klopfen, und da hat er dann die richtige Stimmung!"

### Glaubhaft

Magdalena schwärmte: "Johannes liebt mich!" — "Sagte er es dir?" — "Er sagte, er habe mich zum Fressen gern. Glaubst du das?" — Die gute Freundin nickte: "Bei ihm glaube ich es. Gans ist seine Lieblingsspeise!"

### Ueberraschung

"Meine Herrschaften, an Stelle der Filmrolle für den zweiten Akt des Dramas 'Verzehrende Liebesglut' ist uns irrtümlich diese Schachtel Käse zugegangen, die nun unters Publikum verteilt werden wird."

### Gute Gelegenheit

Die beiden Lehrlinge [illegible] die Postabfertigung. [illegible] "Du, habe ich [illegible]" — "Das passt sich ja [illegible] der andere. [illegible] die Briefmarken [illegible]"

"Würdest du einen Witwer heiraten?" — "Nein, den Mann, den ich heirate, will ich selber zähmen!"

### Schämen Sie sich

"Marie, hier liegt so viel Staub, dass man schon darin schreiben kann. Schämen Sie sich nicht?" — "Sie sollten sich schämen, gnädige Frau, Sie haben zwei Schreibfehler gemacht!"

### Vorsicht geboten

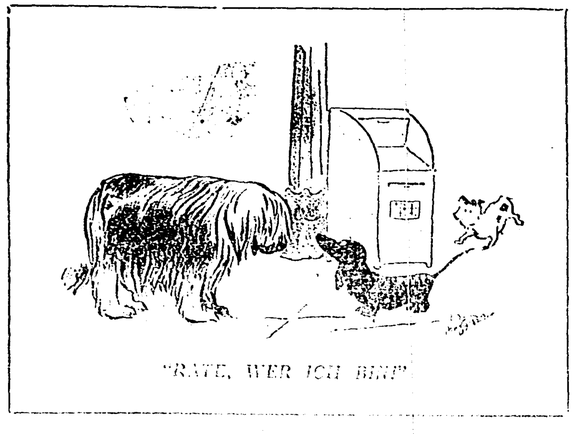
"Mensch, dein Gedächtnis!" — "Ja, es wird wirklich ganz schlimm, ich war auch heute deswegen beim Doktor." — "Nun, und was meinte der?" — "Er bat um Vorausbezahlung."

### Menschenkenner

"Wie ist es Ihnen gelungen, die beiden Freundinnen zu verleiten?" — "Ich gab ihnen Gelegenheit, über eine dritte zu schimpfen."

### Das kleinere Uebel

"Was — [illegible] zum Verlobten [illegible] die [illegible] gefallen?" — "Ach, [illegible] Sie [illegible] Verlobten [illegible] zahlen [illegible] auf einen [illegible]."



"RATE, WER ICH BIN!"

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 5. Mai — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1516 XL. Jahrg.

## GEBET

*Von Alfred Bauer*

*Herr, gib meinem Auge Schärfe und Licht,*
*lass alles Unrecht mich sehen;*
*der Menschheit Tragödie verhülle mir nicht,*
*lass menschliches Leid mich verstehen!*

*Herr, gib meinem Sehnen Kraft und Schwung,*
*im Kampf um das Recht mich zu messen,*
*und gib meinem Denken Erinnerung,*
*Erduldetes nicht zu vergessen!*

*Herr, gib meinem Willen Entschlossenheit,*
*für Grosses mein Leben zu wagen;*
*und gib mir Galle und Bitterkeit,*
*das Unrecht nicht zu ertragen!*

*Herr, gib meinen Blicken Offenheit,*
*lass alle mein Wesen erkennen,*
*und gib meiner Stimme Herzlichkeit,*
*dass Brüder die Guten mich nennen!*

*Herr, gib meiner Rede Leidenschaft,*
*der Blutenden Rache zu schüren;*
*und gib meinen Worten Feuer und Kraft,*
*der Leidenden Sache zu führen!*

*Herr, gib meiner Seele lodernde Glut,*
*der Freiheit Soldaten zu werben;*
*und gib mir Geradheit und trotzigen Mut,*
*erhobenen Hauptes zu sterben!*

*Mag's kosten Leben und Sonnenschein,*
*ein Opfer der Nacht und der Lüge;*
*nur lass' mich, oh Herr, ein Kämpfer sein*
*im grossen, gemeinsamen Kriege!*

# Zwillinge in Leben und Mythe der Primitiven

*VON Dr. WANDA HANKE*

Im Leben, in Sitten und Sagen der Völker nehmen Zwillings- und andere Mehrgeburten eine Sonderstellung ein. Sie sind keineswegs oft Quelle von Glück und Reichtum wie die bekannten Fünflinge Dionne oder Diligenti.

Es handelt sich auch recht selten um Fünflinge, ja nicht einmal um Vierlinge oder Drillinge, sondern meist nur um Zwillinge.

Dabei macht die Wissenschaft eine interessante Beobachtung: die Zwillingsgeburten nehmen ab, je näher man der Tropenzone kommt. Die Statistik für Mitteleuropa hat im Durchschnitt etwa 1 Prozent Zwillingsgeburten festgestellt, für Südeuropa etwa 0,7 Prozent. In subtroposchen und tropischen Ländern fehlt es meist an exakten statistischen Beobachtungen, aber einige Forscher, in Südamerika Tessmann*) und ich, haben diesem Problem bei den Eingeborenen Aufmerksamkeit geschenkt.

So hat Tessmann bei Indianerstämmen des Amazonenbeckens einige gefunden, bei denen Zwillinge überhaupt unbekannt sind, z. B. die Koto, Pioché, Bora, Muinane und die Anschiri, Okaina, Suimaku und Ikito. Bei allen anderen von ihm erwähnten Stämmen sind Zwillinge sehr selten. — Ich habe in langen Jahren meiner Indianerstudien Zwillinge nie gesehen und bei den Cadiveno in Matto Grosso und Chamacocos am Alto Paraguay gehört, dass sie "fast nie" vorkämen. Auch bei den anderen mir persönlich bekannten Stämmen sind sie wegen ihrer Seltenheit ein ausserordentliches Ereignis.

Gerade diese grosse Seltenheit mag wohl Grund dafür sein, dass sie bei vielen Völkern als "unnatürlich" oder gar "dämonisch" gelten und infolgedessen Anlass zu magischen Zeremonien geben.

Vielfach wird zunächst versucht, Zwillingsgeburten zu verhindern. So feiern — nach Tessmann — die Kanelo am Rio Bobomara acht Tage nach der Verlobung ein Hochzeitsfest, bei dem die Braut eine eigenartige Medizin bekommt, um Zwillinge zu verhüten. Kommen aber einmal welche vor, so gelten sie als Dämonenkinder und der zweite wird lebendig begraben.

Die Cadiveno im Matto Grosso verbieten ihren Mädchen und jungen Frauen das Essen von Doppelfrüchten und von solchen, die in Dolden oder Trauben wachsen. Deshalb, meinen sie, gäbe es auch kaum Zwillinge bei ihnen.

Noch weiter gehen die Guayaqís in Ost Bolivien, die den kleinen Mädchen nicht einmal das Spielen mit Maiskolben und anderen Objekten, die eine Vielheit darstellen, gestatten.

Recht verschieden ist die Reaktion auf die Geburt von Zwillingen. Bei den wenigsten Primitiven werden sie gerne gesehen wie bei den Pancóo, Kuschilo, Amahuaka und Maxuna im Amazonasgebiet und bei den Chiwere, die sie schätzen, "weil sie die Bevölkerung rascher vermehren". (Vgl. Tessmann).

Nur die Tiuma am Amazonas und die Bateya Batacha in Uganda in Afrika [illegible] "glückliches Ereignis". (Vgl. Tessmann und [illegible])

Weit [illegible] in Kopf [illegible] leben, wie [illegible] tun, [illegible] den Eltern [illegible] recht sein [illegible]

*) [illegible]

*) Der [illegible] Berlin, [illegible] Band 1928.

Auch die Chamcocos, Cadiveno und Kainganges, letztere in ihren Gruppen im Staat Paraná und in Santa Catharina in Brasilien, ziehen sie, wenn sie schon einmal vorkommen, auch auf, nach ihren Aussagen, obwohl sie ihnen unnatürlich erscheinen.

Demgegenüber stehen die m. E. häufigeren Fälle, wo ein Zwilling oder wo beide getötet werden. Ersteres geschieht bei manchen Negerstämmen Afrikas und bei einigen Indianerstämmen Südamerikas. Die Aguana im Amazonasgebiet "lassen einen sterben", was wohl bedeutet, dass ihm die Mutter die Nahrung versagt, wie es mir ebenso von einer Chiriguana im Vorandengebiet von ihrem Volke berichtet wurde.

Die Kandoschi töten den hässlicheren oder schwächeren Zwilling und werfen die Leiche weg. Bei den Záporó muss stets der zweite sterben, dann wird monatelang die Trommel geschlagen, um den bösen Geist zu vertreiben.

Bei den Omurano gibt es nicht einmal ein Wort für "Zwillinge", sie gelten als ausserordentlich schlecht, und der zweitgeborene wird lebendig begraben (Vgl. Tessmann).

Die vom Christentum noch unbeeinflussten Chaco-Indianer töten beide, wie es auch die Cainguá in Ost-Paraguay tun, die in Zwillingen "Teufelskinder" vermuten.

Die Tötung beider berichtet Tessmann von der Omagua am Purno, die sie im Fluss aussetzen oder begraben, und von den benachbarten Kokama.

Das Zwillingsmotiv spielt seine Rolle in der Mythologie der Primitiven.

Es tritt in der Sintflutsage der Kaschinaua in West-Brasilien auf: Zwillinge verschiedenen Geschlechts, aus dem Leib der ermordeten Mutter durch den Krebs geschnitten, werden die Stammeltern der neuen Menschheit.

Der gewaltsame Tod der Mutter und das Herausschneiden aus dem Mutterleib ist ein immer wiederkehrender Zug, der sich in Mythen der Warrau in Britisch-Guayana, in Guarani-Mythen und in der Sagenwelt der Gakairi, Yurekaré und anderer Völker findet. Bei den Yurakaré heissen die Zwillinge Tiri und Karu, sie tragen solaren und lunaren Charakter.

Die Verbindung von Zwillings- mit Astralmythen ist überhaupt häufig. Meist handelt es sich um Sonne und Mond, bisweilen aber um das Sternbild der Zwillinge.

Am bekanntesten ist die Mythe von Keri und Kame, die Koch-Grünberg*) von den Bakairi aus Zentral-Brasilien berichtet. Die Mutter der Zwillinge verschluckt zwei Fingerknochen von Bakairi und wird dadurch schwanger. Ihre Schwiegermutter Mera tötet sie, und Keri und Kame werden aus dem Leib der Toten geschnitten. Später töten die Zwillinge ihre Grossmutter Mera und verbrennen die Leiche. Dabei fängt Kame Feuer und verbrennt ebenfalls, aber sein Bruder Keri bläst ihn ins Leben zurück und macht ihm Hände und Füsse. So wird Kame ein Mensch. Nun aber fängt Keri Feuer und erleidet Kames Schicksal. Auch er wird zum Menschen. [illegible] die beiden Sonne und Mond in ihren Besitz, Keri wird der Herr der Sonne, Kame der Herr des Mondes.

K. G. [illegible] erzählt uns noch eine andere, sehr interessante Mythe der [illegible] in [illegible], die gewisse verwandte Züge aufweist mit einer Mythe, die ich von den Guayaqís in Ost Bolivien gehört habe.

*) [illegible] Band 1909.

# Vom Essen und Trinken in alten Zeiten

Panem et circenses — zu allen Zeiten ist in diesen drei Worten das Wohlbehagen der Menschheit begriffen gewesen. Mochte sie im einzelnen nun höher oder niedriger organisiert sein, der knurrende Magen brachte sie stets dem rein Animalischen näher. Wir haben zwar heute sehr lehrreiche Bücher, die die Kunst lehren, wie man den Gaumen am besten letzen kann. Damit ist aber keineswegs gesagt, dass man diese Fähigkeiten vor mehr als sechstausend Jahren nicht gehabt hätte. Denn es gibt ägyptische Wandgemälde, die sich auf das eingehendste nicht nur mit der alltäglichen Mahlzeit, sondern vor allen Dingen auch mit dem befassen, was wir schlechthin Prassen und Schlemmen nennen. Diese Gastmähler müssen in Altägypten eine ganz hervorragende Rolle gespielt haben, sonst hätten sie nicht ihre Spötter und Neider gehabt.

Die Seife der Sorge, wie die Altägypter treffend den Wein nannten, spielte jedoch nicht nur im Pharaonenland eine Rolle. Ueberall im Kulturgebiet des Altertums, das sich so ziemlich mit dem Weinbaugebiet deckt, gab's der "Süffel" viele. In dieser Beziehung sind wir bis heute keinen Schritt vorwärts oder rückwärts gekommen, und keine Enthaltsamkeitsbewegung wird daran jemals etwas Wesentliches ändern.

Starke Genussfähigkeit im Essen und Trinken ist jedoch keineswegs immer ein Zeichen niedergehender Kultur. Kräftige Völker bedürfen starker Zufuhr, schon aus rein praktischen Erwägungen heraus. Als Entartungen anzusprechen sind allerdings jene Bacchanalien und wüsten Orgien, die den Ausgang des vorderasiatischen Orients und des Römertums kennzeichnen. Lukullus ist vielleicht kein grösserer Schlemmer gewesen als viele seiner Zeitgenossen. Das Schlimme war daran, dass dieses Drohnentum für nichts anderes mehr Sinn hatte, als für den Kitzel seines Gaumens. Ein Zeitgenosse von heute würde als Gast bei einem Mahl früherer Jahrhunderte etwas in Verlegenheit kommen. Immerhin wäre Herrn und Frau Neureich Gelegenheit geboten gewesen, ihrer lieben Gewohnheit, die Erbsen mit dem Messer zu essen, Genüge zu tun. Denn unser nötigstes Essgerät, ohne das eine Mahlzeit kaum denkbar ist, die Gabel, fehlt in früherer Zeit vollständig. Man hat in Pompeji z. B. die denkbar reichsten Tischbestecke gefunden, jedoch keine Gabel. Erst um das zwölfte Jahrhundert taucht ein ähnliches Gerät auf, wenigstens in Europa, denn anderswo kannte man dieses nützliche Instrument schon längst, so beispielsweise auf den — Fidschiinseln. Geschichtlich bezeugt ist die Gabel erst durch Piero Damiano, der darüber berichtet, dass eine byzantinische Prinzessin dieses "verweichlichende Gerät" nach Venedig gebracht habe. Jedenfalls aber ist der Gebrauch noch lange Zeit durchaus vereinzelt geblieben, und in Deutschland erscheint die Gabel erst im 17. Jahrhundert, in England noch viel später. Denn als der Brite Coryate 1611 Italien bereiste, berichtete er als besondere Merkwürdigkeit, dass in Welschland die höchst kuriose Sitte herrsche, die Speisen mit der Gabel zum Munde zu führen.

Das ausschliessliche Essgerät früherer Jahrhunderte war in allen Kreisen das Messer. Man schnitt sich die Stücke vom Braten in der gewünschten Grösse ab und führte sie mit der Hand zum Munde. Andere Gerichte wurden meist in grossen zinnernen Schüsseln aufgetragen, aus denen sich mehrere Teilnehmer zugleich mit dem Löffel bedienten. Irdene Geschirre waren im Mittelalter noch sehr selten. Im allgemeinen bestand ein bemerkenswerter Unterschied in bezug auf die Art der Nahrungsmittel innerhalb der verschiedenen Stände kaum. Die Bauern lebten oft besser als die Herren, nur mit dem Unterschied, dass jenen mehr Schweinefleisch, diesen dagegen Wildbret zukam. An und für sich gab es überhaupt nur selten frisches Fleisch, das geräucherte und gesalzene spielte vielmehr eine Hauptrolle. Frisches Gemüse und frisches Brot musste man ebenso oft entbehren und sich an grobe Hülsenfrüchte und altes Gebäck halten. Was so an Güte verloren ging, ersetzte man durch Masse.

Im Mittelalter ass man um zehn Uhr zu Mittag und um sechs Uhr zu Abend; das war die Regel. Die Bürger kochten am Sonntag meist für die ganze Woche und wärmten an den Werktagen nur auf. Besass man ein Tafeltuch, so hütete man sich, es allzu oft zu waschen. Die Art der Nahrung war natürlich örtlich verschieden, doch kommen gewisse gemeinsame Züge vor. So nahm man als Morgenimbiss eine Suppe aus Hafer und Milch, in die Stücke von Roggenbrötchen gebrockt wurden. Mittags gab es — um nur eine der häufigeren Zusammenstellungen herauszugreifen — Erbsensuppe, Kraut mit Rübenmus. Das Nachtmahl bestand aus Brot und Suppe und einem Becher Wein.

Aehnlich schlicht war die Beköstigung während der übrigen Tage; aber einen Vorteil hatte diese derbe, gesunde Kost: Sie war frei von sogenannten Ersatzmitteln. Eine Nahrungsmittelindustrie, die so viele verdorbene Magen auf dem Gewissen hat, gab es damals erfreulicherweise noch nicht. Trotzdem gab es Obrigkeiten, die sich gegen einige gewisse hochgeschätzte Nahrungsmittel heftig erboten. So erliess der byzantinische Kaiser Leo IV. einmal ein nachdrückliches Verbot gegen den Genuss der Blutwurst und sagte darin: "Wir können nicht länger ausstehen und zugeben, dass die Ehre des Staates durch eine so frevelhafte Erfindung, bloss aus Schlemmerei und Fresslust, schnöde geschändet wird. Auch die Obrigkeiten der Städte sind wir nicht gesonnen, frei ausgehen zu lassen, denn hätten sie ihr Amt mit mehr Wachsamkeit geführt, so wäre eine solche Untat nie begangen worden. Sie sollen ihre Nachlässigkeit mit zehn Pfund Gold büssen".

Dass es den braven Bürgern ein besonderer Genuss war, sich gelegentlich der vielen Feste den Magen einmal mit besserer Kost gründlich vollzuschlagen, lässt sich denken. Man tat dann recht gern ein übriges, zumal, wenn friedliche Zeit im Lande war und die Wucherer an den höchsten Galgen baumelten. Das Mittelalter verstand ja mit diesem Lumpengesindel keinen Spass, und wenn der Magen knurrte, dann hörte nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch die höhere Staatskunst auf. So berichtet, als ein Stück unter vielen, die Chronik der Stadt Füssen über teure Zeit bald nach Ausbruch des Dreissigjährigen Krieges. Es kostete dort eine Metze Korn 16, Roggen 14, Gerste 9 Gulden, ein Pfund Schweinefleisch 40, ein Hühnerei 4, ein Apfel 8 Kreuzer und ein Paar Ochsen 600 Gulden.

Natürlich gehörte zur Nahrung auch die nötige Flüssigkeit. Es ist unglaublich, welche Massen von Getränk damals verbraucht wurden, wozu ja auch der Umstand beigetragen haben muss, dass die Speisen fast immer stark gewürzt waren. Auch ohne diese willkommene Eigenschaft verstand man das Ergo bibamus vortrefflich, und namentlich im 16. und 17. Jahrhundert donnern die unterschiedlichen Obrigkeiten gegen das "gotteslästerliche Saufen", zumal in den hohen Ratsversammlungen.

Der Unfug war derart eingerissen, dass die Zusammenkünfte der Weisen beinahe zu reinen Saufkonventikeln wurden, in denen es daher oft genug zu sehr unheiligen Prügeleien kam, während die Verwaltungsgeschäfte verstaubten und verschimmelten.

Im allgemeinen war in solchen Fällen der Wein das Hauptgetränk; anderwärts tat es auch Bier. Und da die Städte gegen die trockenen Kehlen immer ohnmächtiger wurden, so vertrieben sie den Teufel mit Beelzebub und suchten aus dem allgemeinen Sündenfall wenigstens ihr Teil zu retten. Sie errichteten eigene Brauhäuser oder belegten den Weinschank mit hohen Steuern, worüber es natürlich auch wieder zu Krawallen und Händeln mit den Nachbarn kam. War aber der Magen satt, so blieb man friedlich, und darum betrachteten es die vernünftigen Stadtverwaltungen des Mittelalters als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, stets für reichliche und billige Nahrungsmittel zu sorgen.

HOLZSCHNITT VON FRANS MASEREEL

---

Ich möchte zum Abschluss beide Mythen vergleichend darstellen:

Die Jaguare fressen die Mutter der Zwillinge, die von ihrem Gatten verlassen wurde. In ihrem Leib finden sie die beiden Knaben und geben sie der Jaguarmutter Yary. Diese will sie auf den Bratrost legen, aber sie entwischen ihr. Sie will sie im Mörser mit Steinen töten, aber sie entwinden sich ihren Händen. Schliesslich, ermüdet, lässt Yary von ihnen ab. Derekey, der ältere Zwilling, geht in den Wald auf die Vogeljagd und erfährt vom roten Arara, wie seine Mutter gestorben ist. Er sucht ihre Knochen im Jaguarkot und will sie wieder zusammensetzen, aber durch die Einmischung Dereonys, des jüngeren Zwillings, misslingt das Werk. Hierauf beginnen beide nach ihrem Vater zu fragen und ihn zu suchen. Nach langen Irrfahrten finden sie ihn, einen alten, weissen Mann mit einer Krone von Arara- und Tukanfedern und feurigen Augen. Er nimmt sie auf und fragt, wie sie leben wollen. Da wählt der eine den Tag und der andere die Nacht, und sie verwandeln sich in Sonne und Mond.

In diesen Mythen herrscht ein gewisser Antagonismus zwischen den beiden Heroen, der in der letzten Mythe aus Ost-Bolivien fehlt.

Auch bei dieser handelt es sich um eine vom Mann verlassene Frau. Sie selbst aber gebiert die Zwillinge, die gleich nach der Geburt nach dem Vater fragen. Da steckt sie die Mutter in den Kochtopf und stellt ihn aufs Feuer. Aber aus dem Topf ertönt die Doppelfrage: "Wo ist mein Vater?" Die Mutter deckt den Topf zu. Da wachsen die Zwillinge, heben den Deckel und schreien nach dem Vater. Nun legt die Mutter einen schweren Stein auf den Deckel. Doch schon sind die Zwillinge stark geworden, heben den Deckel samt dem Stein und wachsen riesengross über den Kochtopf hinaus, dessen siedendes Wasser ihnen nichts anhaben kann. Sie verlassen den Topf, und die Mutter flüchtet. Die beiden suchen den Vater, werden dabei grosse Helden, und als sie ihn finden, steigen sie zum Himmel empor, wo sie sich in das Zwillingsgestirn verwandeln.

Auch in der Guarayo-Mythe ist es — wie in der vorigen — unmöglich, der Zwillinge Herr zu werden; sie retten sich und fragen nach dem Vater, den sie dann suchen gehen.

Nachdem sie ihn gefunden, gehen sie zum Himmel, dort als Sonne und Mond, hier als Sternbild.



und Füsse), und dann werden möglichst abwechslungsreich, gemischt mit Spiel und Ballspiel, alle möglichen Uebungen gemacht, die sich von denen für gesunde Frauen nur durch ihre Dosierung und wohlüberlegte Zusammenstellung — die jede Ueberanstrengung vermeiden — unterscheiden.

Nach zwei bis sechs Monaten werden die Teilnehmer dieser Gruppe, die ohne Rückfalls-Symptome blieben, als klinisch geheilt entlassen. Ihrer Wiedereinreihung in die Familie, in den Produktionsprozess, in die Gesellschaft stehen nicht mehr das Gefühl der Unsicherheit, der Schwäche und der Angst vor den Schwierigkeiten im Wege, wie dies bei den ohne Gymnastik entlassenen, klinisch geheilten Kranken fast immer der Fall ist. Wir haben ihnen das Rüstzeug zur wirklichen Gesundung, die ja noch viele Jahre braucht, bis man sie als stabilisiert betrachten kann, mit auf den Weg gegeben.

Die Aerzte, mit denen ich in diesen Jahren in der Ausarbeitung und Durchführung der Gymnastik als Rehabilitierungsträger für Tuberkulose zusammenarbeiten durfte, sind mit mir der Meinung, dass diese unsere Arbeit berufen ist, bei der Wiederherstellung der zahllosen Kranken in den jetzt noch kriegführenden Ländern wertvolle Dienste zu leisten. Die Frage ist nur, ob es in der allernächsten Zeit die Möglichkeit geben wird, die nötige Zahl von Spezialisten für diese Arbeit auszubilden. Und dies hängt davon ab, ob die Kenntnis unserer Arbeit über die Grenzen Argentiniens dringen wird.

Von jeher war die Entspannung ein Hauptbestandteil unseres Gymnastiksystems. Besonders als Hilfsmittel der Medizin (zum Beispiel während der Schwangerschaft, im Wochenbett, während der Wechseljahre, bei Schlaflosigkeit, Rauschgiftentziehungskuren, chronischer Verstopfung etc. ausser der beschriebenen Arbeit mit Tuberkulosen) wurde Entspannung erfolgreich angewandt. Vor etwa einem Jahr haben wir dann den entscheidenden Schritt zur Einrichtung von Sonderkursen für Entspannung getan, um intellektuellen und nervös überreizten Menschen eine Technik zu vermitteln, die ihnen ermöglicht, willensmässig ihre Spannungen zu lösen. Die Erfahrungen, die wir in diesen Kursen sammeln konnten, haben uns auf diesem Spezialgebiet einen grossen Schritt weitergebracht.

Die moderne Gymnastik hat es sich zur Aufgabe gemacht, im Schüler das "Körpergefühl" zu erwekken, damit er in die Lage gesetzt wird, körperliche Schwierigkeiten auszugleichen und zu überwinden. Während die verschiedenen Systeme der Körpererziehung: Turnen, Sport, Leichtathletik, Schwerathletik, sich darauf konzentrieren, eine Reihe bestimmter mechanischer Bewegungen zu kultivieren, deren Hauptzweck die Erhöhung der Muskelleistung oder besser gesagt ihres Spannungsvermögens ist, glauben wir, dass das Verdienst der modernen Gymnastik in der Einführung eines neuen Elements in die Körpererziehung beruht: der Entspannung.

Sowohl der moderne Sport als auch das alte Turnen leisten der allgemeinen Tendenz zur Verkrampfung, zur Spannung Vorschub, jener Tendenz unserer Zeit der Mechanisierung, der Rastlosigkeit und des Rekords!

Die "Verkrampfung" — Ueberspannung — oder wie man sie sonst nennen mag, ist für die moderne Psychiatrie ein Problem von grundlegender Bedeutung. Etwa gleichzeitig haben sich in Deutschland und in Nordamerika zwei bedeutende Fachärzte mit diesem Problem befasst und Methoden ausgearbeitet, um dieser "Ueberspannung" durch "Entspannung" entgegenzutreten. Prof. Dr. J. H. Schultz, Nervenarzt und Psychoanalytiker aus Berlin, schuf mit seinem "Autogenen Training" ein System der Nervenentspannung, und Edmund Jacobson, Psychiater und Physiologe aus Chicago, entwickelte seine "Progressive Relaxation" oder stufenweise Entspannung des Nervenmuskelsystems. Beide Wissenschaftler verstanden es, ihre Theorien, über die besonders der Erstgenannte ein grundlegendes, wissenschaftliches, ausführliches Werk veröffentlichte, erfolgreich in die Praxis umzusetzen. Leider blieb der Einfluss von Schultz auf enge Kreise der Medizin beschränkt, während Jacobson durch mehrere populärwissenschaftliche Bücher in weitesten Kreisen bekannt wurde. Doch findet auch der Laie in Schultzens Buch ausserordentlich interessante Lektüre, besonders in den Ausführungen zum Thema der "mystischen" oder "religiösen" Versenkung. Aus dem Gesichtspunkt des modernen Psychiaters beleuchtet und erklärt er die altorientalischen Kulte, die Riten der Schamanen, die Praktiken der Yogis, die Exerzitien der nabelschauenden Mönche vom Berge Athos und der Jünger des Ignatius de Loyola.

Wie immer in Not- und Krisenzeiten der Menschheit, stehen wir vor einer Hochkonjunktur für mystisch-religiöse Strömungen. Menschen, deren Nervensystem zerrüttet ist durch die grauenvollen Geschehnisse dieser Jahre, ohne innere und äussere Ruhe, ohne Schlaf und in ständiger Spannung, fliehen von den Dingen "dieser Welt" zu den Dingen des "Jenseits". Wie nach dem letzten Krieg werden von dieser Tendenz nicht nur die "anerkannten" Kirchen und Religionen, sondern besonders die Sekten, Orden, Logen, Brüderschaften etc. profitieren.

Schwerlich werden jedoch die weniger Primitiven unter den Ueberlebenden der Katastrophe, die Träger des Fortschritts, der Technik und der modernen Wissenschaft, die Verantwortlichen des "Aufbaus von Morgen" unter den Mystikern und Resignierten zu finden sein, die ihr Gleichgewicht mehr oder weniger in einer der sogenannten Gemeinschaften suchen und finden können.

Diese Menschen, von deren Nervenkraft und körperlicher Leistungsfähigkeit es abhängen wird, ob die Menschheit aus dieser Prüfung gefestigt hervorgehen wird, ob die Ueberlebenden den Wiederaufbau des Zerstörten werden durchführen können, oder ob die Menschheit — wie nach der Völkerwanderung und dem Dreissigjährigen Krieg — in die Barbarei zurückfallen wird, brauchen einen Ausgleich für die übergrosse Anforderung, die an ihre physischen und psyshischen Reserven gestellt werden. Hier sehen wir die grosse Zukunft der "Entspannung", in Verbindung mit einer Technik, die wie die unsere leicht erlernbar und anwendbar ist.

Während Schultz und Jacobsen in erster Linie mit Suggestion und Autosuggestion arbeiten, hat sich unsere Entspannungstechnik aus der Entspannungsgymnastik entwickelt, das heisst, sie geht vom Körperlichen aus.

So lehren wir in unseren Kursen drei Arten der Entspannung:

1. die Entspannungsgymnastik, das heisst, die aktive Ausführung von Bewegungsreihen, die eine Herabsetzung der Muskelspannung zur Folge hat.

2. passive Entspannung: hier werden die Bewegungen, die die Muskelentspannung herbeiführen sollen, mit Hilfe einer zweiten Person gemacht, während der zu Entspannende sich absolut passiv verhält.

3. konzentrative Entspannung: Herbeiführung der Entspannung durch Autosuggestion.

Die passive Entspannung ermöglicht eine rasche Vermittlung des Entspannungserlebnisses. Die konzentrative Methode hat den Vorteil, dass man sie immer anwenden kann, auch wenn die äusseren Umstände die Anwendung von Entspannungsbewegungen verbieten.

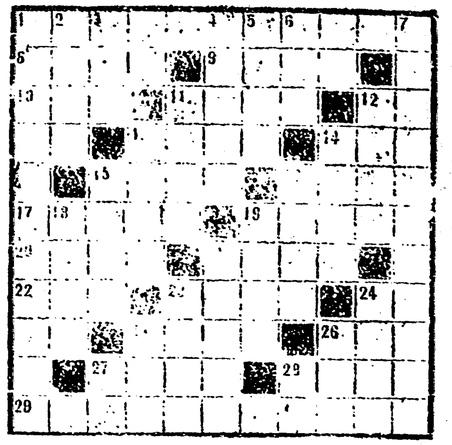
Nach relativ kurzem Training sind die Schüler imstande, willensmässig Spannungszustände zu überwinden. Sie lernen, sofort einzuschlafen, um die wertvolle und kurze Ruhezeit mit einem tiefen und gesunden Schlaf voll auszunutzen, die Kunst, zu ruhen (sei es im Liegen oder im Sitzen, unter vollkommener Ausschaltung aller äusseren Einflüsse und Störungen. Lösung von Krampferscheinungen und ähnlichen Ermüdungserscheinungen, Schreibkrampf, besonders wichtig für geistige Arbeiter, Künstler etc., Kopfentspannung zur Erhöhung und Regeneration der geistigen Leistungsfähigkeit usw.

So kann die Gymnastik sowohl bei der Reedukation des Tuberkulösen wie zur Lösung und Milderung der durch die inneren und äusseren Verhältnisse in vielen Menschen entstandenen Komplexe und Spannungen helfend eingreifen und damit das Ihre beitragen zum Wiederaufbau der Welt von morgen.

---

# RÄTSEL

## Kreuzworträtsel-Novelle



Durch einen Zufall hatten sich die beiden Freunde im Theater bei einer Aufführung von "König 13 w" getroffen.

"Also gut", sagte der eine schliesslich, "wenn Mittwoch ein schöner 25 s ist, kommst Du raus in meine 1 s. Du fährst mit einem 1 w eine gute Stunde, ohne Dich 21 s zu müssen, dann siehst Du mein Haus schon an der 26 s liegen. Die 24 s lässt Du links liegen, dann führt der Weg über einen 19 s, wird dann flach und 9 w und wo er mit 23 w bestreut ist, biegst Du ein. Und nun auf wiedersehen, 17 w Freund. Sei 13 s und 11 w und lass' mich nicht warten".

Walter hatte vor der Stadt ein grosses 4 s gekauft, sich dort eine schönes Haus gebaut, seinen Freund schon mehrere 27 w eingeladen und nun machte es ihm wirklich 19 w, ihn endlich mal bei sich zu sehen, wo noch alles so schön und 6 s war. Wie werde ich ihn bewirten, überlegte er. Ich werde mir ein paar 28 w rangen, mit 18 s gekocht, gibt das eine schöne Vorspeise, dann eine Keule von dem gestern geschossenen 5 s, zu trillken habe ich 14 w oder 15 w und als Süsspeise gebe ich Schweizer 12 s.

Bei Walter herrschte keine 10 w. Er hatte ein gutes Geschäft und hoffte, auch weiter zu 7 s. Und seinen Freund Theo liebte und verehrte er geradezu wie ein 2 s. Der hatte lange in London gelebt, war ein 21 w Schüler und studierte Chemie. Augenblicklich machte er Versuche mit 25 w und 14 s und anderen Fetten, destillierte 11s aus Kohle, zu irgend einem Zweck, den er nicht verriet. Sein kleines Laboratorium enthielt eine Anzahl Platten aus 15 s, ausnehmend zu Röntgen-Experimenten, dann waren da alle möglichen Farbstoffe, Eosin und übermangansaures 23 s und eine Anzahl Dosen mit 26 w-Salbe, alles fest und sicher verschlossen, so dass kein 20 w auch nur ein Gramm hatte stehlen können.

Der vereinbarte Tag kam und die beiden Freunde verlebten ihn in schönster Harmonie. Sie sprachen von tausend Dingen und kamen schliesslich auf die gemeinsam verlebte kurze Schulzeit zu sprechen. Weisst Du noch, als wir die Odyssee oder ein anderes 6 s bei "22w, dem Hohenpriester" lasen. Das war der Spitzname für den Lehrer in Griechisch und Latein, wegen seines feierlichen Aussehens und seines ewigen Pathos, wenn er deklamierte: "Am 8 w — fing er nicht immer mit diesem Tag, des römischen Kalenders an, ? — erwachte 16 w, die Göttin der Zwietracht und erschien dem göttlichen Helden — — —", und nun zogen die beiden Freunde in lustiger Weise über ihr ehemaliges Lehrerkollegium her, wobei in der Entfernung und in der 29 w (Fremdwort) manchmal ein Zerrbild entstand.

## Kapselrätsel

Liebenbergdenkmal, Leibeigenschaft, Uhrzeiger, Sonntagsfeier, Geheimmittel, Lokalbahn, Revisseite, Meinsidbauer, Minerva.

In diesem Rätsel ergeben die Anfangsbuchstaben der Kapselwörter einen berühmten Komponisten.

## Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Fahiträgsl:

Freunde, Freude, Freunde
**Was fehlt diesen Wörtern:**
Ein Leben ohne Feste ist wie eine lange Wanderung ohne Einkehr.
Demokrit.

Schweinchen, Tenfelter, Liebenstein, Drahtbuch, Minerva, Laufer, Pastell, Freistatel, Spielwaid, Steiger, Steamer, Filenze, Angeschlt, Umwandlung, Rederich, Steuerungshebel, Hoheit, Vernehmung, Kleinod, Verkehrsturm.

**Zuversicht:**
Dessin
**1794:**
Anton, Danton.
**Bekommlich:**
Alchimist, Frontisch.
**Silbenkreuzworträtsel**

Waagerecht: 1. Ertenge 3. Rottenberg, 5. Bajazzo, 6. Pisonen, 9. Adele, 11. Belgrad, 13. Dijon, 14. Oka, 15. Leur, 16. Meier, 17. Tem, 19. Mailand, 21. Gewitter, 24. Halali, 26. Mikado, 27. Ratzberg.

Senkrecht: 1. Fuchs, 2. Para, 3. Kutte, 4. Bandwide, 6. Bertel, 7. Patriotismus, 8. Gotel, 9. Aix, 10. Ledermäntel, 12. Gradmesser, 13. Diplete, 16. Mars, 18. Inge, 20. Kiemel, 21. Pels, 23. Wittenberg, 24. Hafer, 25. Lion.

# Die medizinische Gymnastik, Ausgleichsfaktor für Kriegsschäden

VON RUTH MORGENROTH - SCHWARZ, Buenos Aires

Nach dem vorigen Weltkrieg blieb eine grosse Menge von Verstümmelten zurück, deren Wiedereinordnung in den Produktionsprozess eine schwierige und langwierige Aufgabe war.

Eine neue Aera der Orthopädie begann, in der Arzt und Techniker eng zusammenarbeiteten. Wunderprothesen, leicht, aber fast unverwüstlich, künstliche Gliedmassen unter Verwendung oder operativer Verpflanzung noch brauchbarer Muskeln, Sehnen, Knorpel und Knochen ersetzten fehlende Beine, Arme, Hände, Füsse, Finger, Zehen. Aber um diese Wunder der "Ersatztechnik" zu "beleben", sie beweglich zu machen, war es notwendig, in langwieriger Schulung ihren Gebrauch zu erlernen, was sowohl für den Patienten als auch für den Heilpädagogen eine grosse Geduldsprobe darstellte.

Im Weimar-Deutschland wurde auf diesem Gebiet in Hohenlychen Vorbildliches geleistet. Dort wurde — ausgehend von der Erkenntnis, dass der Verkrüppelte in erster Linie seinen Minderwertigkeitskomplex überwinden muss — zuerst ein systematisches Körpertraining durchgeführt, das den Amputierten nach und nach in die Lage versetzte, trotz fehlender Glieder durch intensive Gesamtkörperschulung athletische und sportliche Leistungen zu vollbringen, die denen völlig gesunder Sportler nicht nachstanden. Es war ein merkwürdiges Bild, Einbeinige Fussball, Einarmige Hand- oder Medizin-Ball spielen zu sehen. Schwimmen, eine der geeignetsten Sportarten für körperlich Behinderte, wurde ausgiebig benutzt, um den Gebrauch noch gesunder Glieder, die durch langes Krankenlager verkümmert waren, wieder zu erlernen. Nacktleben, Turnen mit Geräten und Apparaten verwandelten Krüppel — trotz fehlender Glieder — in kraftstrotzende, selbstsichere Menschen, schon bevor sie überhaupt ein Kunstglied bekamen. Diesen Menschen dann beizubringen, mit Hilfe der Prothese wieder ihren früheren oder einen neuen Beruf auszuüben, war relativ leicht. —

Die durch den Massenmord gewonnenen Erfahrungen kamen auch den durch Verkehrs- und Arbeitsunfälle Amputierten zugute; und die gewaltigen Fortschritte der Reeducation wiesen der Heilgymnastik neue Arbeitsgebiete, die gleichzeitig die Schaffung neuer Techniken notwendig machten. Der Heilgymnastiker muss ausser seinem Beruf nicht nur wirkliche "Berufung" haben, sondern auch auf dem Gebiete der Pädagogie und Psychologie gründliche Schulung besitzen.

Besonders am Anfang — bei der individuellen Behandlung jedes Falles — ist ein grosses Mass von Einfühlungsvermögen notwendig. Fast für jeden Fall müssen besondere Uebungen erfunden werden, die sofort nach den Operationen, im Bett — häufig in Streckverbänden etc. — mit den nicht betroffenen Gliedern ausgeführt werden, um deren "Einrosten" zu verhindern. Diese Methode hat noch einen weiteren — psychischen Vorteil: der Sinn des Kranken wird weggelenkt von seiner Verstümmelung, indem man ihn mit seinen gesunden Gliedern beschäftigt. So werden die psychischen Voraussetzungen: Optimismus, Gesundungswille, geschaffen, deren Fehlen von vornherein alle Arbeit illusorisch machen würde. —

Die soziale Frage des Problems der Kriegsinvaliden wurde in fast allen betroffenen Ländern in ähnlicher Form gelöst: die Betriebe, Büros und Behörden mussten einen bestimmten Prozentsatz von Verletzten einstellen. Die durch Teilinvalidität unvermeidliche Minderleistung fand ihren Ausgleich in Renten, die im Verhältnis zur Herabsetzung der Arbeitsfähigkeit standen.

Es ist interessant, dass eine ganze Anzahl Kriegsbeschädigter selbst sich der Heilpädagogik zuwandten: verletzte Aerzte, Medizinstudenten, Lehrer etc. — Amputierte Techniker und Ingenieure erfanden eine Reihe grundlegender Verbesserungen auf dem Gebiet der Prothese, indem sie für ihren eigenen Fall eine bessere Lösung des Ersatzes zu schaffen trachteten.

Der totale Krieg, den der Attila unseres Jahrhunderts der Welt bescherte, hat die Segnungen der modernen Kriegführung gleichmässig auf alle Teile der Bevölkerung der betroffenen Länder verteilt. Nicht nur die Zahl der Verkrüppelten durch Flieger- und andere Bomben, Flammenwerfer, Einstürze ganzer Stadtteile ist riesig; sie setzt sich sowohl aus Soldaten als auch aus Zivilisten, Frauen und Kindern zusammen. Dazu kommen aber noch zwei Faktoren, die der Medizin und der Heilpädagogik — wenn sie sich einmal am Ende dieses Massenmordens auf die langsame Ausmerzung der Schäden werden konzentrieren können — beinahe übermenschliche Aufgaben stellen.

"Nervenkrieg" und "Aushungerung" — systematische Zerstörung der Nervenkraft des Individuums und die Untergrabung seiner Körperkräfte durch jahrelange Unterernährung, Schlaflosigkeit, fehlende warme Bekleidung, Heizung, Hygiene — haben in Europa, Afrika und Asien kaum noch gesunde Menschen übrig gelassen.

Die Tuberkulose, die bei Ausbruch dieses Krieges in den Ländern mit höherem Lebensstandard fast im Aussterben begriffen war, fordert wieder — in nie dagewesenem Umfang — ihren Tribut. Und die Nervenheilkunde steht vor Problemen, die mit den heute zur Verfügung stehenden Mitteln fast unlösbar scheinen. Neue Wege der Medizin und ihrer Hilfstechniken werden eingeschlagen werden müssen, um den Kampf mit diesen Kriegsfolgen erfolgreich aufnehmen zu können.

Es ist verständlich, dass die kriegführenden Länder sich im Augenblick mit den Problemen der weiteren Zukunft wenig beschäftigen können, wenn auch die Wissenschaft in England, Russland und U. S. A. auf dem Gebiet der Kriegsmedizin Gewaltiges geleistet und bahnbrechend Neues geschaffen hat. Die Beiträge zur Lösung der Nachkriegsprobleme müssten eigentlich aus den neutralen Ländern kommen, wo die Arbeit der Aerzte und ihrer Mitarbeiter in diesen Jahren unter günstigen Bedingungen fortschreiten konnte.

Vor neun Jahren wurde ich vom Leiter der grössten staatlichen Heilstätten für lungenkranke Frauen und Mädchen, Dr. Florencio Etcheverry Boneo, aufgefordert, Kurse zur Readaptation klinisch geheilter Kranker einzurichten. Ausgleichsgymnastik in grossen Fabrik- und Bürobetrieben, Schwangerschaftsgymnastik nach eigenem System in der berliner Charité (unter Prof. Wagner) und im Hospital St. Antoine, Paris (unter Prof. Levy Solal), Spezialgymnastik für die Frau in den Wechseljahren, mit schwierigen und schwererziehbaren Kindern — das waren in Europa unsere Hauptarbeitsgebiete.

Die Ergebnisse dieser unserer Arbeit bestärkten uns in dem Bewusstsein, dass wir die Pflicht haben, unsere Erkenntnisse und Techniken, die sich auf die Reedukation des Lungentuberkulösen und auf die "Autorekuperation" nervös gestörter Menschen beziehen, in den Dienst der "Wiederaufbau-Medizin" zu stellen.

Ursprünglich wurde die Gymnastik im "Hospital-Sanatorio Vicente López y Planes" in Gral. Rodriguez angewandt, um den Kranker die Uebergangsperiode von der "Ruhekur" zum aktiven Leben zu erleichtern. Kranke, die fast alle mehr als sechs Monate, manche aber auch mehrere Jahre hindurch in absoluter Ruhe gehalten wurden und bei denen der tuberkulöse Prozess durch die Ruhekur, in Verbindung mit Medikamenten, Pneumotorax oder Operation zum Stillstand gebracht worden war, wurden vor der Einführung der Gymnastik nach einer kurzen Uebergangsperiode, in der sie Spaziergänge, leichte Garten- und Hausarbeit und Handarbeiten machten, als geheilt entlassen. Der hohe Prozentsatz der Rückfälle nach scheinbaren Heilungen und die psychische Invalidität, in der diese Kranken in ihre Familien und zu ihrer Arbeit zurückkehrten, waren eine der Ursachen für den Einsatz der Gymnastik. Noch mehr als acht Jahren der Erfahrung können wir sagen, dass die Gymnastik mehr hielt, als sie versprach. Sie hat sich nicht nur in der Form, in der wir sie anwenden, als wertvoller Faktor psycho-physischer Festigung erwiesen, sondern es ergab sich in der Praxis, dass die Gymnastik ein sicheres Mittel darstellt, um Scheinheilungen und nichtkonsolidierte Vernarbungen schon vor der Entlassung festzustellen und erneut der Behandlung zuzuführen.

Die Reaktion der Kranken während des Uebergangsstadiums, in dem sich die Vernarbung seiner tuberkulösen Verletzungen konsolidieren soll, wird häufig durch psychische Faktoren ungünstig beeinflusst. Typisch für dieses Stadium sind ausser der beschränkten körperlichen Leistungsfähigkeit fehlendes Selbstvertrauen, Angst vor der Zukunft und vor der Rückkehr zum Leben. In einem Zeitpunkt, bei dem es darauf ankommt, dass der ganze Wille, die ganze Lebensenergie des Kranken sich auf die "Gesundung" konzentrieren, muss man diese latente Tendenz zu Depressionen immer in Rechnung ziehen.

Hier setzt unsere Gymnastik ein: denn ihre Wirkung ist nicht nur auf die muskuläre und funktionelle Rückerziehung berechnet, sondern es liegt uns ebensoviel am psychischen Effekt. Gleichzeitig mit einer systematischen, vorsichtig graduierten und dosierten Gymnastik lenken wir die Gedanken des Kranken — die während der Ruhekur ausschliesslich auf die Krankheit konzentriert waren — auf Gesundung. Wir geben ihm seine Selbstsicherheit wieder, nicht nur, indem wir ihm beibringen, sich wieder zu bewegen und sich dieser Bewegung zu freuen, sondern indem wir ihn in die Gruppe einreihen, wo er in vergnügtem gymnastischen Spiel wieder Lachen lernt, gesellig, optimistisch wird.

In erster Linie unterweisen wir den Kranken, mit einem Minimum von Muskelenergie ein Maximum von Leistung hervorzubringen — damit er seine an sich verringerten Kräfte schont und nicht ermüdet. Das gymnastische Hilfsmittel hierfür ist die "Entspannung". Wir verstehen unter Entspannung einen Zustand muskulärer und nervlicher Lockerung, den wir durch aktive und passive Spezialübungen erreichen, die auf das zentrale und neurovegetative Nervensystem wirken.

Nach den Monaten der Ruhe müssen langsam und unter Berücksichtigung der körperlichen und besonders auch der psychischen Hemmungen die Mobilisierungsübungen einsetzen. Das gymnastische Fundament ist dabei folgendes: Bewegungen dürfen nur soweit benutzt werden, als sie nicht die physiologisch-chemische Zusammensetzung des Blutes ändern, das heisst, Ermüdungserscheinungen sind für den tuberkulösen Prozess schädlich. Deshalb wenden wir in der ersten Gruppe der Kranken, die dreimal in der Woche, ausschliesslich im Sitzen und Liegen und nur während fünf Minuten übt, minimale und langsamste Entspannungsbewegungen an, wobei die Kranken durch rhythmisch hervorgebrachte Töne bei der Ausatmung den Atemprozess vertiefen. Um den Einfluss der Uebungen zu kontrollieren, werden regelmässige Messungen vorgenommen und diese aufgezeichnet. Vor und nach diese Gymnastiksitzung wird der Puls gezählt, monatlich werden Gewicht, Brustumfang, Brustdurchmesser und Spirometrie notiert.

Auf Grund dieser Unterlagen und des klinischen Gesamtbefunds überweist der behandelnde Arzt den Kranken zum gegebenen Zeitpunkt in die zweite Gruppe, die bereits dreimal wöchentlich während je 10 Minuten übt. In dieser Gruppe sind die Uebungen bereits umfangreicher und erlauben eine Mobilisierung der Wirbelsäule und der ihr nächstliegenden Gelenke. Es wird im Sitzen geübt, und ausserdem beginnen wir mit Fortbewegung, sowohl in dieser Position als auch im Vierfüsslerstand. Die Lautgebung bei der Ausatmung wird beibehalten, ebenso die Kontrollnotizen, die wir bei der ersten Gruppe aufzählten.

Ueberweist der Arzt nun den Kranken in die dritte Gruppe, so kann er bereits dreimal in der Woche eine halbe Stunde Gymnastik machen. Die dritte Gruppe übt sowohl im Stehen wie im Gehen und sogar im Laufen, wobei eine Mobilisierung der Gesamtmuskulatur angestrebt wird.

Jede Stunde beginnt mit Selbstmassage (leichte Klopf- und Streichbewegungen mit der hohlen Hand auf Arme, Bauch, Schenkel, Beine

---

korpulent, sondern von einer stolzen Stattlichkeit, mit grossen, gesunden Bewegungen, die einem körperlichen und seelischen Gleichgewicht entsprangen; ihr Name erinnerte an eine Rennstute oder an ein Schiff, an die Gallionfigur eines Schiffes unter vollen Segeln, wenn sie in schwindelnden Kurven in die Brandungen taucht oder sich himmelfahrend zu den Wolken erhebt. Dass niemand vor ihm sie gesehen hatte! Jetzt aber sah Richard sie, und er warb wie noch nie in seinem Leben, warb, bis ihr starker Blick dem seinen wich, bis der Mund sein wurde, der vom Befehlen so hochmütig geworden war. Ha-ha!

(Schluss in der nächsten Nummer)



# KLEINE ZÜGE IM BILDE DER „QUEEN" / AUS TAGEBÜCHERN UND BRIEFEN

Die englische Geschichte hat zwei ihrer ruhmwürdigsten Epochen mit den Namen zweier Königinnen ausgezeichnet; zwei Epochen, die man doch um ihrer kühnen, kriegerischen, machtbetonten Züge willen ausgesprochen männlich nennen möchte: das elisabethanische und das viktorianische Zeitalter.

Dabei mag man die Spielerei des Schicksals wieder einmal bestaunen, die es bei einem Haar unmöglich gemacht hätte, dieses zweite Zeitalter durch den wohlklingenden Namen so kräftig von jenem ersten abzuheben; denn beriet nicht sechs Jahre, bevor Victoria ihrem Onkel auf den Tron der englischen Könige folgte, das Parlament über einen Vorschlag, die Prinzessin solle den Namen Elisabeth II. annehmen, da dieser mehr den Empfindungen des Volkes entspräche als Victoria? Glücklicherweise drang der Vorschlag nicht durch; wohl aber genügten die mehr als sechzig Regierungsjahre der Königin, ihren Namen nicht nur dem englischen Volk mit geradezu symbolhafter Kraft vertraut zu machen, sondern ihn einer ganzen Welt als Inbegriff englischer Grösse im Aufstieg zum Empire einzuprägen.

Die beiden Königinnen — wie verschieden bei aller Uebereinstimmung der Aufgabe, die das Leben ihnen stellte! Man darf annehmen, dass Victoria an ihrer grossen Vorgängerin manches auszusetzen hatte, was sich nicht laut sagen und nicht einmal dem verschwiegenen Tagebuch anvertrauen liess, das Victoria so fleissig führte. Was sich sagen liess, kam in höflichster Form zum Ausdruck, als ihr Minister Graf Rosebery ihr zum fünfzigsten Regierungsjahr eine alte Miniatur der Königin Elisabeth schenkte. "Sie soll mir sehr wert sein", antwortete Victoria dankend, "wenn mir auch leider meine grosse Vorgängerin nicht sehr sympathisch ist, da ich ja von ihrer königlichen Nebenbuhlerin stamme, die sie so grausam hingerichtet hat."

Gewiss, Victoria konnte ihre Abstammung väterlicherseits auf die unglückliche Maria Stuart zurückführen . . . aber das Blut hatte inzwischen Umwege gemacht, war zuletzt durch deutsche Kleinfürstengeschlechter gesickert, und dorthin fühlte sich die englische Königin auch zeitlebens innerlich zugehörig: in eine kleine deutsche Residenz, sie, die kluge Lenkerin eines Weltreiches.

Nein, was ihr an Elisabeth gründlich missfallen musste, war, dass sie nicht verheiratet war. Denn sie selber war es in einer solchen Höchstform des Glücks, dass ihr die Tatsache, es überhaupt nicht zu sein, als ein Verrat an der Natur vorkommen musste. Mit diesem Gefühl mochte sie inbezug auf Elisabeth mehr Recht haben, als sie selber wissen konnte oder durfte.

•

Königin Victorias Ehe mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg erhellte ziemlich genau ein Drittel ihrer Regierungszeit; umso dunkler erschienen ihr nachher manche der vierzig Jahre Witwenschaft, in denen sie sich, obwohl von einer vielköpfigen Familie umgeben und als Patriarchin Europas mit fast allen Höfen verwandtschaftlich verbunden, doch oft sehr einsam und um den Sinn ihres Lebens betrogen fühlte.

Es gab Depressionen, ihre Nerven streikten ihr Gefühl rebellierte — und dann verweigerte sich auch diese beherrschte Herrscherin nicht den Schrei der armen, verlassenen Frau: "Ich habe keine Energie, kein Interesse — nichts ist übriggeblieben — niemand, mit dem ich reden kann. Manchmal wünsche ich, alles hinwerfen und mich ins Privatleben zurückziehen zu können; mir ist alles so verhasst ohne das Interesse, das mein Engel ihm verlieh" — so schrieb sie dem belgischen König, vier Jahre nach dem Tode des Gatten, für den sie erst kurz vor seinem Ableben den Titel Prinzgemahl von ihren vorsichtigen Engländern abtrotzen konnte.

Diese Ehe muss man doch wohl als ungewöhnlich glücklich bezeichnen dürfen, wenn man das Wagnis bedenkt, das sowohl im Liebes- wie im Vernunftfall eine Verbindung der zum Regieren bestimmten Frau mit dem zur Staffage verdammten Mann bedeutete. Kam dazu, dass Albert nichts weniger als dumm oder unwissend, vielmehr von brennendem Interesse erfüllt war für Dinge, Zustände und Probleme, die ihn — nichts anging, dass ferner die Königin nach anfänglichem Zaudern seinen Rat auch in den politisch heikelsten Fragen immer wieder suchte, so kann man die Spannung ermessen, mit der diese Ehe geladen wurde und die sie hätte sprengen müssen, wenn sie auf Widerstände oder Kurzschluss gestossen wäre.

Nichts von alledem, wenn wir den Briefen und Tagebucheintragungen der Königin vertrauen dürfen — und warum sollten wir dies nicht? Ihrem Gewissensbeichtiger, dem König der Belgier, schreibt sie, wie dankbar sie sei, dass sie "das vollkommenste Wesen, das es gibt und je gegeben hat, zum Gatten habe (wirklich ohne Eitelkeit, Schmeichelei oder Blindheit)" und dass sie nicht glaube, dass jemand jemals einen andern so geliebt und geachtet habe wie sie ihren teuren Engel! Findet man etwa, dies töne wie in hundert und aberhundert bürgerlichen Ehen auch, so wäre ja eben gerade diese Banalität der Uebersteigerung der beste Beweis dafür, wie wenig die krasse Ungewöhnlichkeit der Ehe ihr Glück habe gefährden oder beeinträchtigen können.

Als ihr Premierminister Lord John Russel eine Rede des Prinzen Albert lobte, mit der dieser das 150jährige Bestehen der "Gesellschaft zur Verbreitung von Gottes Wort" gefeiert hatte, schrieb die Königin ihrem Premier, in offizieller Form: "Die Königin muss, auf die Gefahr hin, nicht bescheiden genug zu erscheinen (und warum sollte auch eine Ehefrau betreffs der Verdienste ihres Mannes bescheiden sein?), sagen, was Lord John Russel jetzt zugeben wird, dass der Prinz ganz ausserordentliche Geistes- und Herzenseigenschaften entwickelt. Sie ist so stolz, seine Frau zu sein, dass sie sich nicht enthalten kann, seinem edlen Charakter diesen Tribut darzubringen."

Dem Frühverstorbenen bewahrte sie ein Andenken, das der achtzigjährigen Greisin die gleichen Ausdrücke der schrankenlosen Bewunderung für den besten aller Männer in die Feder träufelte wie der zwanzigjährigen verliebten Braut.

•

Man versteht, dass einzelne Minister gelegentlich mit Besorgnis das Uebergewicht der Sympathien für Deutschland bei den königlichen Gatten feststellen mussten. Victoria machte kein Hehl daraus, und je mehr Albert ihr die Feder bei ihren Staatsdokumenten führte, umso zielbewusster äusserte sich diese Sympathie, die langsam aus einem Gefühl zu einer politischen Maxime wurde.

Aber im Jahre 1861 starb der Prinzgemahl — vor dem preussisch-dänischen Krieg, vor dem preussisch-österreichischen und vor dem deutsch-französischen. Dieses nun waren Ereignisse, die eine englische Königin in ihrem an der Bahre des Gatten geleisteten Schwur erschüttern mussten: "Keine menschliche Macht wird mich von dem abbringen, was er beschlossen und gewünscht hat." Vielleicht waren diese Ereignisse keine menschliche, sondern übermenschliche Macht? Ob sie nun einen Bismarck als Urheber oder Werkzeug solcher Machtpolitik betrachtete, auf jeden Fall behandelte sie ihn in ihren mahnenden, beschwörenden, drohenden Briefen an den preussischen König Wilhelm I., den Schwiegervater ihrer geliebten Tochter Vicky, mit einer Ablehnung und Abneigung, die keine Rücksicht mehr auf ihre deutschen Sympathien und auf ihres Gatten einstige Wünsche nimmt.

In einer Sammlung der Briefe und Tagebuchblätter der "Queen" kommt diese Wandlung umso erschütternder zum Ausdruck, als fast die Hälfte der Briefe an Mitglieder des preussischen Königshauses gerichtet ist. Die Sammlung zeigt die Königin Victoria, die sich nach ihres Gatten Tod zuerst für so verlassen und hilflos hielt, im Besitz einer eigenen Urteilsgabe und eines politischen Sinnes von hoher Unabhängigkeit; sie zeigt eine wachsende Reife ihrer Auffassung vom weltpolitischen Geschehen und gerade Deutschland gegenüber eine Loslösung von privaten Bindungen und Neigungen, die der Erfüllung ihrer königlichen Pflicht höchste Ehre macht. Man darf der kleinen, oft wohl ein wenig bösen, alten Frau das eine jedenfalls nicht nachsagen, dass sie sich ihre Aufgabe leicht machte, und das andere nicht absprechen, dass sie unter ihrer Last wuchs, über ihr eigenes Mass hinaus wuchs. Dies aber ist das untrügliche Zeichen inneren Wertes bei einem Menschen, auch bei einem Herrscher.

Victoria gewinnt genau soviel an Grösse, wie sie an Voreingenommenheit verliert. Beförderer solcher Wandlung sind schmerzhafte Erfahrungen. Sie ist am Bild der königlichen Frau wirksam zu sehen, ist ein ergreifendes Schauspiel für den Leser des Tagebuchs und der Briefe.

•

Die Figur der Königin entbehrt keineswegs der kleinen Züge, die ihrem Auftreten auch in einer ununterbrochenen Staatsaktion menschlichen Charme verleihen. Wir pflücken aufs Geradewohl ein paar Lesefrüchte aus Tagebuch und Briefen und denken sie uns an passender Stelle dem dramatischen Gemälde eingefügt, dessen grosse Linien bereits unverwischbar festgelegt sind.

Am Tag nach ihrer Krönung schrieb die 19-jährige Königin an ihren Premierminister die wichtige Botschaft: "Die Königin erfährt, dass es üblich ist, gelegentlich der Krönung für die Knaben einen weiteren Wochentag als Festtag bei den öffentlichen Schulen zu erbitten. Vielleicht erkundigt sich Lord Melbourne hiernach, damit meinerseits nichts versäumt wird."

Die Heiraten im englischen Königshaus gaben schon der "Queen" Anlass, auf einen grossen Unterschied zwischen der englischen und der deutschen Auffassung hinzuweisen. Als ihre Tochter Luise einen englischen Adligen heiratete (und nicht einen preussischen Prinzen, von dem auch die Rede gewesen war), belehrte die "Queen" ihre königliche Freundin Auguste von Preussen: "Das Heimatsgesetz . . . verbietet durchaus nicht, wie viele glauben, die Verbindung mit einem Untertanen . . . Die Verbindung mit einem Untertanen ist gerade so gültig wie die mit einem Prinzen, und die Kinder einer solchen Ehe haben ganz dieselben Rechte inbezug auf die Erbfolge." Mit anderen Worten: England kennt die morganatische Ehe nicht — die drei Generationen später König Eduard VIII. von seinen Ministern anerkannt wissen wollte; was ihm, dem Urenkel, den Tron kostete.

Als die Frau, sozusagen neben den Staatsgeschäften, bereits acht Kinder zur Welt gebracht hatte, bewog eine Truppenschau sie zu dem schriftlich hingehauchten Backfischseufzer: "Ach! wenn ich nur keine Frau wäre!"

Im Oberhaus war eine Vorlage, die Museen am Sonntag zu öffnen, durchgefallen. Die Königin schrieb betrübt in ihr Tagebuch: "Sie müsste angenommen werden, denn es ist der einzige Weg, die Massen zu bessern und die Trunksucht zu bekämpfen." Fünfzehn Jahre später schrieb die Greisin ihrem Premierminister, sie genehmige die Erneuerung des Domherrn Basil Wilberforce, wünsche aber die Bedingung daran zu knüpfen, "dass er, wenn er in Westminster predigt, nicht so scharf und extrem für die volle Enthaltsamkeit eintritt wie bisher. Volle Enthaltsamkeit ist eine Unmöglichkeit, und wenn sie auch in einzelnen Fällen nötig sein mag, so soll man sie nicht zur allgemeinen Regel machen wollen. Die Königin erwartet, dass Herr Gladstone energisch in diesem Sinne sprechen wird."

Als ihr Enkel Willy — der spätere deutsche Kaiser Wilhelm II. — konfirmiert wurde, hielt es die "Queen" für angezeigt, zu seiner Erziehung ein ernstes Wort zu sagen. Sie schrieb seiner väterlichen Grossmutter in Berlin: "Eine absolute Notwendigkeit ist es, dass Wilhelm noch Kind bleibt, denn ein Junge von fünfzehneinhalb ungefähr ist eigentlich wie ein Mädchen von zwölf, und nichts ist schlimmer und schädlicher, als junge Leute zu früh als selbständig und erwachsen zu behandeln. Besonders für Prinzen . . . Mit aller Güte musst Du ihn nicht verziehen. Ich habe so viele Enkel, dass ich ziemlich viel Erfahrung darin habe . . ." Die Königin Victoria kann somit kaum als die Erfinderin des Jahrhunderts des Kindes angesprochen werden — obwohl sie selber beinahe noch ein Kind war, als sie den Tron bestieg, den sie mehr als ein halbes Jahrhundert nicht mehr verlassen sollte!

Drei Wochen vor ihrem Tode notierte die Greisin im Tagebuch: "Eine verhältnismässig bessere Nacht, schlief aber bis spät in den Morgen, was so unschicklich ist . . ."

Zum Schluss eine Geschichte, die der blutjungen Königin von ihrem ersten Ministerpräsidenten, dem gesprächigen Lord Melbourne, erzählt wurde und die sie getreulich ihrem Tagebuch einverleibte. Als einst William Peel im Unterhaus den "Demagogen Hunt" angriff und eine abfällige Bemerkung über Hunts Abstammung machte, antwortete dieser schlagfertig: "War mein Vater der erste Gentleman in seiner Familie, so war Ihr Vater der letzte in seiner Familie." — Die "Queen" war offenbar von der Natur mit der nötigen Intelligenz ausgestattet, um an solchen Anekdoten, die ihr damals wohl mit pädagogischer Absicht beigebracht wurden, schon sehr früh Geschmack zu finden. Sie scheint ihn glücklicherweise auch nie verloren zu haben.

# ARABELLA / VON JOHANNES V. JENSEN

Der Sünder in dieser Erzählung ging seines Namens verlustig, deshalb soll er auch hier nicht verraten werden. Seine Nationalität tut ebensowenig zur Sache; niemand fragte danach. Nur weil er der Orientierung halber einen Namen haben muss, mag er Richard heissen; die Gesellschaftsklasse, in die er sich verlor, war übrigens auch die fröhliche und gefährliche Unterwelt der Vornamen. Sein Charakter wird in dieser unbeschönigten Alltagsgeschichte, die sich in Singapur zugetragen hat, nackt, wie am Tage des Gerichts, für sich selber sprechen.

Wenn man seine Kaste beschreibt, beschreibt man ihn selbst, ohne ihm zu nahe zu treten; er war Steuermann. Er kam in Singapur auf reguläre Weise an Land, von dort sollte er an Bord eines anderen Schiffes, das nach Uebersee ging. Auf dem Kontor der Gesellschaft, wo er sich prunklos und mit barschen Manieren vorstellte, wie es einem Seemann geziemt, teilte man ihm mit, dass sein Schiff nicht vor acht Tagen fällig sei; inzwischen bekam er ein Hotel angewiesen und Kostgeld, und durfte im übrigen Luft sein, bis man ihn nötig hatte. Also stand Richard vor einer Woche Urlaub, der längsten Ferienzeit, die sein Leben ihm gebracht hatte, seit er erwachsen war. Während der ersten zwei Tage ertrug er sie wie ein braver Mann, am dritten grämte er sich vor Langeweile wie ein kranker Hund, und am vierten grub er zähneknirschend den Tomahawk aus, ging auf den Bummel und beschwor den grossen Brandsturm in Singapur herauf.

Die Stadt beleidigte ihn. Dass das vornehme Viertel, die Direktoren und Kaufleute, die im Verein mit den britischen Spitzen in der Kolonie "society" spielten, dass dieser Ring sich keineswegs für eine Person seines dienenden Standes öffnete, wusste Richard; er fand es sogar im Grunde seines Herzens recht natürlich, obgleich er Klassenhochmut mit blutunterlaufener Verachtung erwiderte. Diese beinahe hochwohlgeborenen Schiffsequipierungshändler, die sich in angelernter Selbstachtung bei dreissig Grad Wärme zum Mittagessen in ihren Frack warfen, konnten ihm gewogen bleiben, Richard spottete ihrer, er konnte sie als einfacher Seemann entbehren: gehaben Sie sich wohl, meine Herren! Die Nächstbesten aus der weissen Gesellschaft, die jungen Clerks und Kontoristen, nahmen ihn zur Not unter sich auf; aber von diesen zog Richard sich zurück, nachdem er einen Abend mit ein paar von ihnen verbracht hatte. Sie reizten ihn, er konnte sich nicht enthalten, vor Hohn und Mitleid über ihre weichen Hände und ihre ganze Kraftlosigkeit den Kopf zu schütteln — Milchreis! Einige von ihnen kopierten das geldfürstliche Wesen ihrer Chefs: halb Verkäuferzuvorkommenheit und halb alberne Herablassung; andere spielten sich mit gemeinen und schmutzigen Reden als Schwerenöter auf. Keins von beiden behagte Richard. Was ihn aber am meisten quälte, war das endlose und entzückte Gerede der Europäer über die Fremdartigkeit der Stadt: Singapur, Singapur, die Tropen und die farbigen Rassen, alle diese Wunder, von denen niemand etwas hören mochte, die aber jedermann wie herrliche Privateigentümer auftischte, — stundenlang konnten sie dasitzen und sich gegenseitig das Wort aus dem Munde nehmen. Nicht, dass Richard ein kultivierter Mensch gewesen wäre, aber er lebte auf Reisen sein eigenes Leben und konnte lokales Gerede bis in den Tod nicht leiden. Wie seine Augen nun einmal veranlagt waren, hatte er sich einen Tag lang im Rickschaw umherfahren lassen und sich davon überzeugt, dass Singapur eine Stadt war, ähnlich wie alle anderen Städte der Welt. Es war hier um ein paar Grade wärmer als daheim, die Bäume waren von anderer Art, die Neger von abweichender Färbung, und einige liefen als Pferde vor den Droschken; das war wohl nicht so schwer zu begreifen. Richard war ein junger Mann, der Sinn für alles Gleichartige in der Welt hatte, und so hatte er auch sein Singapur schnell gefunden. Leider langweilte er sich ebenso prompt.

Langeweile greift Leute, die nicht gelernt haben, allein zu sein, wie eine körperliche Krankheit an. Richard langweilte sich, bis sich etwas in seinem Inneren wie zu einem Geschwür zusammenzog. Sein Blut war mit Flüchen zerfetzt, seine Seele war eine grosse Verwünschung, er bekam vor Verzweiflung fast die Maulsperre. Wenn er nicht wie ein Unseliger im Rickschaw durch die Strassen streifte, die ihm bereits in zwei Tagen so verhasst geworden waren wie ein Gefängnis, lag er zu Hause im Hotel und gähnte, als wolle er seine Eingeweide erbrechen. Das Zimmer, das man ihm angewiesen hatte, lag im Parterre, zum Hof hinaus — zweiter Güte, genug für einen Steuermann —, und Richard pflegte sich draussen auf der Veranda auf einem langen Rohrstuhl zu strecken, mit leeren Händen, ohne Beschäftigung, nur darein vertieft, seinen Gram in sich hinein zu fressen. Zu den Speisezeiten schleppte er sich ins Zimmer und schimpfte über das ausländische Essen, von dem Punku über seinem Kopf in Wut versetzt und fast über seine Kraft dazu gereizt, die chinesischen Kellner, die auf Filzschuhen umherschlichen, mit weibischen Zöpfen im Nacken, kurz und klein zu schlagen. Wenn er nicht weiteressen konnte, schlenderte er wieder zu seinem Lehnstuhl und faulenzte in der schwülen Luft, mit halbgeschlossenen, kranken Augen, während er voll verbissener Wut nach den Moskitos schlug.

Einige Schritte von ihm entfernt, vor der Veranda des Nebenzimmers, lag ein anderer von den Hotelgästen, ein Mischblutkaufmann aus Batavia, halb Holländer und halb Javaner; und diese Nachbarschaft bildete den Gipfel von Richards Qualen. Der Handelsmann lag im Kostüm der Eingeborenen auf seinem Rohrstuhl, in Singel und Baumwollrock, den einen fetten Fuss immer nackt in die Luft gestreckt, während er mit beleidigender Gemütsruhe sein Fett ausruhen liess und durch das blosse Atmen Wohlbehagen einzusaugen schien. Er war träger als ein Mastschwein und trotzdem immer beschäftigt. Er hob seinen unverschämt üppigen Körper nie auch nur um eines Zolles Breite vom Stuhl, aber trotzdem handelte er mit Leuten, die untertänigst herankamen und sich vor ihn auf den Fussboden hockten, um Geschäfte zu machen. Es waren Leute von allen möglichen halben oder gemischten Farben: Chinesen, Hindus, Tamilen, Armenier, Perser, das ganze bunte Asien; aber wer es auch war, der Holländer mit dem Malaienmerkmal in den Augenwinkeln und auf den Lippen verfiel unweigerlich in eines jeden Landessprache und erlaubte niemand, holländisch zu sprechen; er kannte alle Sprachen, die es östlich vom Roten Meer gibt. Die Kunden verliessen ihn oft weinend, so hart war er im Handel, aber sie kamen stets von selbst, vielleicht gab es immer noch welche, die hofften, dass er ihrer Sprache nicht mächtig sein würde.

Wenn der Holländer keinen Besuch hatte, konversierte er mit dem Steuermann — in dessen Sprache natürlich — und war nicht zum Schweigen zu bringen, obgleich Richard ihn wahrhaftig grob genug abfahren liess. Er schien für Unhöflichkeit kein Gefühl zu haben, seine Haut schien für eine andere Art Stichelei gemacht zu sein. Ebensowenig kam der Handelsgeist in ihm zur Ruhe. Bald zog er, Gott weiss woher, den Balg eines Paradiesvogels hervor und liess ihn vor Richards Augen schillern, oder ein Edelstein zeigte sich plötzlich in seiner fetten, grauen Hand, während er beständig auf dem Rücken lag: ein schöner Opal, ein wahrer Gelegenheitskauf; und er fand, dass der "Herr Kapitän" ihn für sein Liebchen kaufen solle. Richard forderte ihn mit den kräftigsten Hilfsmitteln seiner Sprache auf, ihn in Ruhe zu lassen; das tat dem Batavier nicht weiter weh, und er schlug ein neues Thema an. Als echter Orientale meinte er den barschen Fremden milder zu stimmen, wenn er ihn in ein Kennergespräch über die Liebe verwickelte, er lachte mit seiner fetten Stimme und erzählte grässliche Geschichten, er öffnete die stinkenden Mistbeete seiner Erfahrungen; und hier wunderte es ihn wirklich, dass er abgewiesen wurde, da dieses Thema, seiner Meinung nach, ausserhalb des Friedens eines jeden Privatlebens lag. Ja, ja, mochte der "Herr Kapitän" seinerseits auch ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, so konnte ihm doch nicht verwehrt werden, von sich selbst zu erzählen; und das tat er. Dies strotzende Schwein von einem Batavier liess sich jeden Abend in die Freudenhäuser von Singapur tragen; der Kerl wusste Bescheid. Wenn aber der Steuermann durch diese Mitteilsamkeit gar zu sehr angeekelt wurde und ihn durch Drohungen dazu bewog, aufzuhören, dann konnte er auch von anderen Dingen reden, von allerhand Dingen; nur schweigen konnte er nicht. In allem, was er sagte, lag das unermüdliche Verlangen des Mischlings, sich mit dem weissen Mann intim zu machen; das schien das einzige Streben zu sein, das dieser fette Körper beherbergte, und die rohen Beleidigungen, mit denen Richard nicht sparte, konnten ihn nicht zurückstossen; er wollte den Europäer kennen, wollte sich in seiner Gesellschaft sonnen.

Richard hasste ihn und sein Phlegma, das ihm seine eigene innere Unseligkeit noch fühlbarer machte. Im diametralen Gegensatz zu dem Batavier war in ihm jegliche Initiative gelähmt, dafür fühlte er sich, fleischig, wie er war, mit Impulsen geladen, und die Spannung in ihm war wie ein glimmendes Feuer. Wie ein Meteor, das, in seiner Fahrt unterbrochen, in Brand gerät, so war dieser beschäftigungslose Steuermann im Begriff, vor Selbstvergiftung zu platzen. Man konnte es ihm ansehen, das Blut kochte ihm aus seiner total ungefärbten Haut heraus, er war rot wie ein Krebs, das goldblonde Haar und der feuerrote Bart waren gleichsam von boshaftem Knistern erfüllt, und die zornigen blauen Augen sprengten sich in Todesverachtung aus ihren Höhlen heraus. Unser Seemann war nahe daran, aus Mangel an Anstrengung apoplektisch zu werden.

So kam es, dass Richard durch einen Boy eine Reihe von hässlichen Flaschen vor dem Rohrstuhl aufmarschieren liess und dass er den Batavier mit einer stummen Handbewegung dazu einlud. Zur Sache, Gentlemen, lasst uns unseren Gram ertränken! Aber der Batavier trank nicht. Er schüttelte den Kopf, äusserte aber kein intolerantes Urteil, schüttelte nur den Kopf. Da schlug Richard eine grimmige Lache auf und begab sich auf den Bummel.

*

Am ersten Tage war er allein; er fuhr wie ein Misanthrop mit trotzig hochgehobenem Rücken umher und besuchte die Wirtshäuser von Singapur. Aber schon am nächsten Vormittag sass er selbander mit einem alten Freund im Rickschaw, mit Thomas nämlich — mit wem? — mit Thomas, zum Donnerwetter!

Hätte man Richard in nüchternem Zustand einem Verhör unterworfen, er wäre vielleicht dazu zu bringen gewesen, sich zu erinnern, dass er am Abend vorher in einer Billardstube einen Mann kennen gelernt hatte, der ihm acht Dollar abgewann. Das Billard hatte vor Richards Augen wie ein grünes Meer gewogt, der Mann aber, Thomas nämlich, schien nichts von dem Wellengang zu spüren. Richard hatte sich seinem neuen Bekannten nicht angeschlossen, weil ihm dessen Gesicht sonderlich gefallen hatte, und auch sein Tropenanzug machte unleugbar einen etwas schmutzigen Eindruck — stark vertragen und von der Wäsche zerrissen —, aber was kümmerte das Richard? Anfangs war Thomas merkwürdig veränderlich in seinem Wesen, bald kriechend liebenswürdig, und dann sah man seine hohlen Wangen, bald wieder laut und frech, wodurch dann gleichsam ein blutiges Licht in seinen Augen zum Vorschein kam. Seine Hände waren ganz fleischlos, er war bleich wie ein Klabautermann und schien an einer inneren Krankheit zu leiden, Muskelschwund oder so etwas. Seine Zähne waren ganz verfault. Was kümmerte das Richard? Am nächsten Tage, als Thomas kam, Richard zu einem Ausflug abzuholen, war er übrigens besser gekleidet und hatte ein vertrauenerweckenderes Gesicht. Sie waren schon durch eine Welt von Erlebnissen des gestrigen Abends miteinander verknüpft. Zuerst waren sie natürlich in der Malay Street gewesen, und später waren sie bei Arabella gelandet. In der Malay Street hatten sie einen russischen Schiffskapitän getroffen, der unter entzückten Lachsalven im Begriff stand, seinen Rickschawkuli, den er auf Betrug ertappt hatte, windelweich zu prügeln. Es war eine heitere Szene, der Chinese heulte, der Russe lachte und liess seinen Stock tanzen, und alle anderen Passanten sahen belustigt zu. Die Strasse lag unter dem flackernden, roten Lichtschein der Papierlampions da, die in offenen Vorzimmern hingen, wo kleine Japanerinnen standen, die mit ihren zarten, lachlustigen Puppenstimmen Sirenenlieder sangen — come inside, come inside — we give you good pleasure — während die pechschwarzen Haargebäude und die rosenrot gemalten Gesichter unaufhörlich zu den Rickschaws hinaus nickten, die aus allen tropendunklen Strassen angefahren kamen und die einzige Strasse aufsuchten, in der es Licht und Leben gab. Es war gerade nach der Dinnerzeit der Weissen, und die Herren in den zierlichen Fuhrwerken mit den mongolischen Sklaven davor kamen im "evening dress" direkt aus den ungeheuer korrekten Gesellschaften, wo man sich unbeschränkt langweilt, und wo beileibe keiner die Malay Street kennt — bis man sich eine halbe Stunde später in der festlich-dampfenden Strasse traf.



Hier summte es von allen Sprachen Asiens und von Asiens heisser Musik, hier sang die Sünde ihre unschuldige Weise, hier erklang der Augenblick, das Vergessen und der Anfang, hier klopfte der Puls des Ostens.

Richard debütierte damit, dass er sich auf den Russen stürzte, um der Chinesenmisshandlung, die er noch nicht zu sehen gewohnt war, ein Ende zu machen; und das war wirklich ein Hauptspass für die Zuschauer, denn der Russe war anderthalbmal so gross wie der Steuermann, ein wahrer Riese, und es focht ihn durchaus nicht an, dass ihm jemand in offenbar mörderischer Absicht an der Brust packte; im Gegenteil, er lachte nur noch huldvoller, er blendete den furchtbaren Steuermann geradezu mit einem Strahl von Humor, und es endete denn auch damit, dass man sich in brüderlicher Versöhnung für den Abend zusammentat und die Strasse im Sturm eroberte.

Der Russe amüsierte sich über alle Beschreibung, er glich einem kolossalen Coeur-König, weiss und rot wie ein Kind und mit einem ungeheuren Gebiss, er fiel jedermann um den Hals, unerschöpflich liebenswürdig und ohne das geringste Gedächtnis, er war ein über die Massen gewinnender Mensch und gestaltete die Nacht zu einem Wirbel von Lebensfreude. Er trank grenzenlos, wie ein Loch im Erdboden! Niemals hatte man eine ausgelassenere Vorstellung gesehen, als da der Russe den Einfall bekam, seinen Riesenkörper auf den mit Matten belegten Fussboden oben in einem der Häuser zu strecken, während ein Dutzend kleine Japanermädchen auf ihm herumkrochen, ein ganzes Gekrabbel von kleinen, safrangelben Weibern auf dem weissen Riesen, der einem Nilgott in neuer Ausgabe glich — und der Russe schüttelte sich vor Lachen, und die kleinen Japanerinnen rollten unter freudevollem Gezwitscher von ihm herab und krochen wieder hinauf — ja, das war eine lustige Versinnbildlichung der gelben Gefahr und des Untergangs des russischen Kolosses! Wo war er nur geblieben, der Vladimir, wo hatten sie ihn verloren? War er ihnen bei Arabella abhanden gekommen? Das war alles gestern gewesen, dies und noch vieles andere; Richards Gedächtnis ging nur bis zu einer gewissen verschwommenen Grenze, aber er wusste, dass sich jenseits dieser Grenze noch recht viel zugetragen haben mochte, ja, sich auch zugetragen hatte. Das war aber alles gestern gewesen, und jetzt rollte er mit Thomas in einem Rickschaw davon, um dem Heute zu leben.

An diesem Tage fuhren sie unter anderem nach Johore, mit dem Rickschaw quer über die grünen Höhen von Singapur und mit dem Sampan über die Meerenge, die in dem blauen Tag voll von malaiischen Kanus dalag, Booten, so scharf wie Rasiermesser und mit so mächtigen Segeln, dass ein Mann ausserhalb des Bootes an einem Tau hängen und sich je nach der Windstärke lang oder kurz machen musste, um sie mit dem Kiel im Wasser zu halten. Drüben in Johore lud Richard Thomas zum Mittagessen im Hotel ein, und später gingen sie in der grossen chinesischen Spielbank an Bord. Richard aber war nüchtern und kriegerisch gestimmt und vertrug sich ziemlich schlecht mit seinem Gefährten. Er entdeckte bald, dass die Spielbank eine gemeine Falle war, und dass Thomas wahrscheinlich Prozente bekam, wenn er Leute dorthin schleppte. Richard hatte keine Lust, sein Geld zu verlieren, und gab das Kommando zum Aufbruch.

Als sie in Singapur an Land gingen, kam es zwischen ihnen zum Streit. Thomas wollte in seiner Ueberlegenheit als Europäer den Sampanmann um seine Bezahlung betrügen und versetzte ihm einen Fusstritt in den Unterleib, als dieser sich widersetzte. Schweigend gab Richard dem Farbigen, was ihm zukam, worauf er sich an Thomas wandte. Es gab einen heftigen Wortwechsel, und auf einmal versuchte Thomas den Steuermann durch tigerartige Heftigkeit einzuschüchtern. Da aber begegnete er einem Paar Augen — einem Paar Augen und einer ganz leichten Bewegung mit dem Kopf, die ihn zum Schweigen brachten. Schau, schau, wie der Kerl sich duckte! Natürlich. Bei guter Behandlung hatte er sich gleich aufzuspielen versucht. Richard betrachtete ihn von nun an nicht mehr als seinesgleichen. Er fixierte ihn von oben bis unten, besah ihn und stellte fest, dass es ein Loafer sei, mit dem er Bekanntschaft angeknüpft hatte, ein Faulenzer von der Sorte, die in Hafenstädten auf Raub ausgehen. Was nun? Der Kerl musste also wie ein Sklave behandelt werden; und während Thomas mit einem schmutzigen Grinsen und flackerndem Blick dastand, schalt Richard ihn wie den elendesten Halunken aus. Es läge wohl in seiner Natur, Farbige zu hunzen; und bitte schön: wenn er es nur nicht sehe . . . Wenn er aber zugegen sei, solle er — und hier flammte es Richard wie mit blauen Zacken aus dem Halse — sie in Ruhe lassen — gemeiner Hund! Richard wiederholte das Schimpfwort und fixierte Thomas noch ein pharmal von oben bis unten, prägte sich sein kreuzes, schwarzes Haar ein, den hässlichen, lackierten Mund, der so schmutzig lachte und die gelben, metallglänzenden Spitzbubenaugen. Noch ein anderes verächtliches Schimpfwort schleuderte er ihm ins Gesicht, ohne dass Thomas sich rührte; aus der Unterhaltung gestern abend bei Arabella war hervorgegangen, dass Thomas auch dort Prozente bekam. Zuletzt spuckte Richard vor ihm aus. Thomas versuchte noch immer zu lächeln.

Sie fuhren jeder für sich in einem Rickschaw nach Singapur zurück. Unterwegs sass Richard und kühlte sich ab nach den Erlebnissen der gestrigen Nacht und versuchte Ordnung in seine Erinnerungen zu bringen. Er war, seit der Rausch einigermassen verdunstet war, von allgemeiner Erbitterung geplagt, vom Groll gegen alles und gegen alle; er bereute sein Leben und hätte es gern an aller Welt gerächt. Aber durch seine düstere Gemütsstimmung dämmerte etwas, dessen er lange vergeblich habhaft zu werden versuchte, etwas, was ihm zu Herzen gegangen war. Als er sich endlich erinnerte, glitt, ihm selbst unbewusst, ein glückliches Lächeln über seine harten Züge, er errötete unter dem Tropenhelm, sah sich hastig und verlegen um, als wolle er sich überzeugen, dass niemand ihn beobachte. Arabella! Ho! In demselben Augenblick trat ihm durch eine Milderung seines Wesens ins Bewusstsein, dass es ein herrlicher Weg sei, auf dem er fuhr, mit einer Ueppigkeit von fruchtbarer Vegetation längs des Saumes und mit paradiesischen Waldhöhen zu beiden Seiten. Ein Stück vor ihm ging ein Hindoweib, das sich beim Schreiten in den schmalen Hüften wiegte; auch sie umfasste er mit dem seltsamen Gefühl des Dankes, das sein Herz durchströmte. Als sein Rickschaw sie einholte, wendete sie sich um und verneigte sich tief vor dem weissen Manne — nicht ganz bis zur Erde, aber sie deutete mit einer Handbewegung zur Stirn an, dass es eigentlich ihre Pflicht sei. Sie veränderte sich als sie Richard lächeln sah, sie dankte, wurde wie eine liebliche Blume in ihrem olivenschwarzen Gesicht mit dem Smaragd in der Nase.

*

Arabella . . . wie war es nur gewesen? O, er hatte sich ganz einfach verliebt. Sie waren hingekommen und hatten alle Mädchen oben im Salon der ersten Etage versammelt und sie zu einer Generalfeier eingeladen. Vladimir war zu der Zeit schon ganz toll gewesen, er brüllte vor Entzücken wie ein Idiot und verfiel auf den unglaublichsten Ulk, er befand sich in einer Art Urnebelstimmung, aus der neue Welten von Amüsement hervorgingen, die unerhörtesten Dinge. Wie aber auch gelacht wurde! Stürme von Lachsalven!

Die Mädchen bei Arabella waren für einen Ort, der so weit von Europa liegt, wirklich sehr annehmbar. Die eine oder die andere sah vielleicht etwas leidend aus — es war kein Klima für Frauen —, aber sie klagten nicht. Es wurde Klavier gespielt, und es war in jeder Beziehung wie in einem guten europäischen Hause, in Antwerpen zum Beispiel oder in Marseille. In manchen Beziehungen sogar besser: die Mädchen hatten etwas von der grossen Welt an sich, sie waren bereist und kannten fremde Sprachen, sie trugen keinen Provinzstempel im Gesicht. Man konnte sogar sagen, dass das Haus mit den grossen Hotels in Amerika auf einer Stufe stand; Arabella war aber auch aus Boston. Dies Haus hier war nur eine Filiale, Arabella besass ein grosses amerikanisches Haus in Schanghai; sie war hier nur zur Inspektion. Ach ja, es war keine düstere und verseuchte Höhle, mit Weibern vom Verbrechertypus und einem draussen auf und ab wandernden Nachtmissionär, wie in gewissen Winkelhöfen in Europa: hier war die Welt. Man konnte einander auf den ersten Blick, man war wie zu Hause. Diejenigen der Mädchen, die man zu arg fand, konnte man ja übersehen, ohne sie zu genieren; im übrigen aber waren die meisten sehr niedlich. Richard erinnerte sich einer kleinen Spanierin mit feinen Händen und klugen Augen, sie konnte nicht lärmen, aber sie besass einen eigentümlichen, etwas wehmütigen Humor, der Menschlichkeit über die ziemlich unsanfte Geselligkeit des Hauses breitete; sie sprach alle Sprachen. Das Haus hatte nur weisse Frauen; wenn auch aus allen Nationen; darüber wurde mit Strenge von Arabella gewacht, die ruhig im Salon präsidierte, in Gesellschaftstoilette und mit schweren Schmuckstücken an den Armen, ein ganzes Vermögen von massiven Goldbarren, sie schien alles, was sie besass, auf dem Körper zu tragen, ebenso wie der weise Bias. Arabella . . . Wie war Richard nur auf die respektlose Idee gekommen, der Wirtin die Cour zu machen? Man denke . . . Aber ihm waren plötzlich, nach einem kritischen Rundblick durch den Salon, die Augen für Arabella, als für die einzige, aufgegangen, und er hatte aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Zuerst hatte Arabella tief und mächtig gelacht, wie es ihre Art war, nicht ohne einen kleinen Klang von Hohn — wie beliebt, wer ihn einfiele, ob er toll sei — sie, die Wirtin! Als aber Richard in sie drang und mit zähneknirschender Wut den Beleidigten spielte, wendete sie ihr Gesicht zur Seite, gerührt fast beschämt, und da sah Richard, während es ihm wie eine Sturzflut von Schwärmerei überm Kopfe brauste, dass sie ja ganz und gar keine Wirtin war, wie man sich eine solche vorstellt, sondern eine [illegible] Weib in voller Blüte, eine Zauberin, die vom Zufall in [illegible] durch ihre Hexenkünste [illegible] den [illegible] Sie auf [illegible]

## Wenn das, was gestern war . . .

**(Aus Cervantes, Don Quijote II/Kap. 18)**

*Wenn das, was gestern war, mir wieder heutig würde,*
*Ist letzte der Erwartungen erfüllt:*
*Oder käme die Zeit schon, die noch verhüllt,*
*Was spätre, unbekannte Bürde.*

*Zu einer Zeit, so wie denn alles endet,*
*Zerbrach mir auch das Glück,*
*Das mir Fortuna, einst nicht karg, verschwendet,*
*Und kehrte nimmer mir zurück.*
*Nicht reichlich, noch auch schmäler zugewendet,*
*Und seit Aeneas, die es um mich nachtet,*
*Blieb ich von dir, o Gottheit, unbeachtet:*
*Schenke von neuem schönres Geschick.*
*Ich flösse über von vollkommnem Glück,*
*Wenn das, was gestern war, mir wieder heutig würde.*

*Ich will nicht andren Genuss, noch andre Rast,*
*Andre Ehre, andres Ueberwinden,*
*Nicht anderen Triumph, noch andren Sieges Glast,*
*Als mich zu jenem Glück des Einst zurückzufinden.*
*Das meiner Seele allerschwerste Last,*
*Bringst du mich heim zur Schwelle dieses Landes,*
*Verlodern wird die Flamme meines Brandes;*
*Fortuna — dies sei deine ganze Gabe.*
*Und mit der künftgen Dauer meiner Habe*
*Ist letzte der Erwartungen erfüllt.*

*Doch ach, dies ist unmögliches Verlangen,*
*Denn Zeit in ihrem Lauf zurückzuweissen,*
*Die schon vergangen —*
*Des kann sich keine Macht auf Erden preisen,*
*Und mag sie sich des Grössten unterfangen.*
*Sie strömt und fliesst, wie Flüsse in ein Meer,*
*Und niemals kennt sie eine Wiederkehr.*
*Und jenen tiefstes Irren nur umfinge,*
*Der bäte, dass die Zeit schon ginge*
*Oder käme die Zeit schon, die noch verhüllt.*

*Im verwirrten Leben leben,*
*Bald von Hoffnung, bald von Furcht getragen,*
*Heisst am Rande des Todes schweben.*
*Besser schon: nicht vorm Sterben zu zagen*
*Und so dem Schmerze Ausweg geben.*
*Gerne würde ich den dunklen Weg betreten . . .*
*Und dennoch nicht, denn nach den grössern Nöten,*
*In meines Lebens besserem Verlauf*
*Drängt sich von neuem Furcht mir auf,*
*Was spätre, unbekannte Bürde.*

(Nach einer Vorlage von Peter Bussemeyer)